

# Bemerkungen zur Wissenschaftspolitik

## Die Sicht eines Geisteswissenschaftlers

| THOMAS CORSTEN | **Forschung geschieht nicht plötzlich, sondern braucht oft Zeit und lange Perspektiven. Demgegenüber steht die politische und gesellschaftliche Forderung nach schnellem Nutzen und Innovation. Eine Analyse aus geisteswissenschaftlicher Perspektive.\***

**D**ie Schaffung neuer Erkenntnis ist nur durch intensive und oft sehr spezialisierte Forschung möglich, die von Fragen und Hypothesen getrieben wird. Um diese Fragen zu beantworten und Hypothesen zu verifizieren oder zu falsifizieren, bedarf es einer soliden Grundlage, die zu einem großen Teil aus einer möglichst breiten Materialbasis besteht. Diese Materialbasis zu schaffen und zur Verfügung zu stellen, ist die Hauptaufgabe der Grundlagenforschung.

In dieser Hinsicht kommt den Akademien eine wichtige Rolle zu, weil sie – im Unterschied zu den Universitäten – ihren Forschern die Möglichkeit geben können, sich alleine der zeitaufwändigen Erarbeitung eben jener Grundlagen zu widmen, ohne die eine zielführende „hypothesengetriebene“ Forschung unmöglich ist. Nicht von ungefähr liest man in einem Evaluationsbericht aus jüngster Zeit: „Solche ‚Dauerbrenner‘ wirken heutzutage und prima facie nicht attraktiv, schon gar nicht innovativ. Sie leisten aber entscheidende Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Grundlagenforschung und geben eine bedeutende Hilfestellung für

viele andere Forschungen. ... Akademien sind nach allgemeinem Verständnis für solche Projekte der adäquate Ort.“ Dazu sind natürlich lange Perspektiven notwendig, also Langzeitprojekte, die von Mitarbeitern mit unbefristeten Dienstverträgen durchgeführt werden.

Dem steht aber leider die derzeitige Wissenschaftspolitik weitgehend entgegen. Alles muß „innovativ“ sein, Forschung ist nur gut, wenn sie „hypothesengetrieben“ ist, und ihre Finanzierung muß „kompetitiv“ eingeworben werden. Dieses Konzept hat jedoch in Zeiten knapper Mittel höchst nachteilige Konsequenzen, und zwar in zweifacher Ausprägung. Erstens sollen sich die Mitarbeiter der unterfinanzierten Akademie an Förderorganisationen wenden und dort Geldmittel einwerben. Die wenigen in Österreich für Geisteswissenschaften zur Verfügung stehenden Organisationen beziehen ihre Finanzen jedoch – wie die Akademie – ebenfalls vom Staat, und sie sind ebenso – oder vielleicht sogar in noch höherem Maße – unterfinanziert. Zweitens ist es zwar die Aufgabe dieser Organisationen, Grundlagenforschung zu fördern, aber mir ist nicht klar, was sie unter „Grundlagenforschung“ verstehen, denn Anträge zur finanziellen Förderung von Editionen sind so gut wie aussichtslos. Daraus ergibt sich im Endeffekt für eine Drittmittelfinanzierung der Akademie das folgende Paradox: Die Mitarbeiter einer unterfinanzierten Einrichtung wenden sich an eine andere unterfinanzierte Einrichtung, um Förderung für Projekte zu erhalten, die gar nicht zu ihren vornehmsten Aufgaben gehören.

### „Wissenschaftssprache“ Englisch

Dazu kommt, dass in vielen Bereichen als einzig zugelassene Sprache das Englische gilt, wegen der „internationalen Sichtbarkeit der Forschung“. Abgesehen davon, dass hier „Internationalität“ mit Anglomanie verwechselt wird, und auch abgesehen davon, dass alle Wissenschaften ohnehin schon immer „international“ waren und es weiterhin sind, ist dieses Prinzip für die Geisteswissenschaften tödlich, weil nicht-englische Fachliteratur dann kaum noch zur Kenntnis genommen wird – so kann das Rad immer wieder aufs Neue erfunden werden!

Das alles scheint mir das Ergebnis einer Wissenschaftspolitik zu sein, die nur noch von Schlagwörtern beherrscht wird. Dazu gehören – zusätzlich zu den schon genannten Begriffen – auch z.B. „Exzellenz“, „Qualitätssicherung“ oder gar „Qualitätssteigerung“, „Ranking“, „Impact“, „Employability“, „Zielvereinbarung“, „open access“ oder gar „open innovation“, „dissemination strategy“ – und „Demokratisierung des Wissens“.

### Evaluierung

Aus dieser Vokabelsuppe möchte ich nur wenige Termini herausgreifen und auf einige ihnen gemeinsame Gefahren hinweisen. Dazu gehört z.B., dass diese Schlagwörter für alle Fächer und alle Forschungsarten gleichermaßen gültig sein sollen, ohne Rücksicht auf die unterschiedlichen Voraussetzungen, Bedingungen und Bedürfnisse zu nehmen. Das zeigt sich vor allem in Evaluierungen und im sog. „Ranking“. Abgesehen davon, dass es mehrere Systeme des Rankings gibt, deren Ergebnisse sich teilweise widersprechen, ist den meisten gemeinsam, dass der Schwerpunkt auf der Zahl der Nobelpreise und der Ver-

#### AUTOR



**Thomas Corsten** ist Professor für Griechische Geschichte, Altertumskunde und Epigraphik an der Universität Wien.

öffentlichung in Zeitschriften wie *Science* und *Nature* liegt. Da stellt sich doch sofort die Frage: Wie soll man so die Geisteswissenschaften beurteilen? Zudem bringt der Evaluierungswahn die Gefahr kurzfristigen Denkens und Planens mit sich, eine Gefahr, die eigentlich schon längst erkannt wurde; aber auch diese Erkenntnis setzt sich gegen die selbst angemessene Autorität der Evaluierungsfetischisten nur viel zu langsam durch. Und so wird zu regelmäßigen Terminen fröhlich gezählt: Wieviele Aufsätze, wieviele Bücher? Niemand schaut sich die Qualität an – sie bleibt dadurch oft genug auf der Strecke: Quantität statt Qualität.

### Drittmittel

Noch schlimmer ist jedoch eine andere Methode der Qualitätssicherung, nämlich eingeworbene Drittmittelprojekte zu zählen. In den meisten „Leistungsberichten“ wissenschaftlicher Einrichtungen wie auch in den „Rankings“ spielt die Einwerbung von Drittmitteln eine größere Rolle als die Schaffung neuer Erkenntnisse. Natürlich: Geld ist leichter zu zählen, als die Qualität von Forschungsergebnissen zu messen ist. Die Folgen sind allenthalben sichtbar: Anträge stecken voller Luftblasen-artiger Versprechen dessen, was man alles erreichen will, während die am Ende tatsächlich erzielten Ergebnisse dabei in den Hintergrund geraten. Und mit den Drittmitteln sind wir dann auch wieder bei der Kurzfristigkeit der Planung: Förderung kann nur für wenige Jahre beantragt werden – längerfristige Forschung, vor allem Grundlagenforschung, ist auf diesem Wege kaum möglich.

### Forschung und Öffentlichkeit

Zu allem Überflus spielt sowohl bei Anträgen auf Forschungsförderung wie auch bei Evaluierungen immer mehr auch ein Komplex eine Rolle, der mit dem Schlagwort „Sichtbarmachung der Forschung“ umrissen werden kann. Forschung muß sichtbar sein, das ist unumstritten. Die Frage ist aber, in welchem Rahmen und in welchem Umfeld sie sichtbar sein sollte. Als neueste Heilige Kuh wird in diesem Zusammenhang der Begriff „open access“ ins Spiel gebracht, wozu Publikationen im Internet verhelfen sollen. Solange sich dies an Fachkollegen in aller Welt richtet, kann das auch sinnvoll sein (wobei allerdings

die Fragen der Finanzierung und der dauerhaften Zugänglichkeit m.E. noch weit davon entfernt sind, geklärt zu sein). Aber der Adressat soll auch der Steuerzahler sein, der ja letztendlich zumindest die an öffentlichen Einrichtungen durchgeführte Forschung finanziert und etwas für sein Geld sehen will. Das Prinzip ist natürlich richtig, die geforderte Durchführung bewegt sich aber teilweise in einer vollkommen unrealistischen Vorstellungswelt.

Nehmen wir also einmal an, ein Steuerzahler, der sich als Laie für die Entstehung des Weltalls interessiert (also jemand wie ich), hat die Absicht, die neueste Forschungsliteratur dazu zu lesen. Er versucht zunächst, sich in einer Fachbibliothek zurechtzufinden, und schafft es nach langen Mühen auch, der gewünschten Publikationen habhaft zu werden. Ist ihm das endlich gelungen und er liest die wissenschaftli-

---

## »Geld ist leichter zu zählen als die Qualität von Forschungsergebnissen zu messen.«

chen Ausführungen, muß er feststellen, dass er sie überhaupt nicht versteht, weil ihm die fachlichen Voraussetzungen fehlen. Das wird jedoch – so die Vorstellung – durch „open access“ ganz anders: Der steuerzahlende Laie begibt sich also wieder nach Hause, schaltet seinen Computer ein, findet dort in Sekundenschnelle alles, was er lesen will (also das, was er zuvor in der Bibliothek auf dem Tisch hatte) – allerdings mit dem bedeutenden Unterschied, dass er jetzt alles versteht! Warum? Weil es im Internet ist! Und weil das für jeden Steuerzahler gilt, auch für den, der in ländlicher Idylle fernab von Universitätsbibliotheken wohnt, nennt man das „Demokratisierung des Wissens“. Ein schöner Begriff, der umso schöner ist, als er die Möglichkeit bietet, jeden, der auf die Absurdität dieser Vorstellung hinweist, zu beschuldigen, in undemokratischer Weise „Herrschaftswissen“ zu favorisieren, welches auf Kosten der Steuerzahler durch einsames und zielloses Forschen im Elfenbeinturm hervor gebracht wird – das Schlagwort eignet sich so hervorragend als Totschläger.

Nein, für die „Demokratisierung des Wissens“ – früher nannte man das übrigens, glaube ich, „Bildung“ – sind in erster Linie die Schulen zuständig, wo schließlich Lehrer das bei uns erworbene

Wissen weitergeben; dann auch z. B. die Wissenschaftsjournalisten, die deshalb m. E. eine wichtige Rolle in der Gesellschaft spielen. Natürlich könnte man jetzt auch von uns verlangen – und leider wird ein solches Ansinnen ja auch bisweilen an uns herangetragen –, dass wir selbst so schreiben, dass es jeder versteht. Wer derartiges verlangt, ist sich offenbar nicht im Klaren darüber, wie voraussetzungsreich Forschung ist. Um auch einem Laien wie mir die neuesten Ergebnisse der Weltraumforschung verständlich zu machen, müsste jeder Wissenschaftler in jeder Veröffentlichung bei Adam und Eva beginnen. Ergebnis: die Publikationen würden zehnmal so lang, ihre Autoren benötigten zehnmal so viel Zeit, der wissenschaftliche Fortschritt würde beträchtlich verlangsamt und in der Summe reduziert. Und diese Übung nennt man dann wahrscheinlich „Qualitätssteigerung“ ...

Ich fasse zusammen:

Die Aufgabe der Akademien ist und bleibt m. E. – natürlich mit der notwendigen Flexibilität – die in eigenfinanzierten Langzeitprojekten durchge-

führte Grundlagenforschung. Darauf aufbauend werden dann – an den Akademien und an den Universitäten – neue Erkenntnisse erzielt, die sonst unmöglich wären, und dieses neue Wissen wird an den Universitäten von Studenten erworben, die es als Lehrer an ihre Schüler weitergeben, sowie von Wissenschaftsjournalisten, die für eine zusätzliche Verbreitung an alle Interessierten auch außerhalb der Schulen sorgen. Diese traditionelle Aufgabenteilung zwischen Akademien, Universitäten, Schulen und Wissenschaftsjournalismus scheint mir die sinnvollste Art, neues Wissen zu erarbeiten und allgemein zu verbreiten – das autoritäre Herumfucheln mit geist- und inhaltslosen Schlagwörtern dient nur der Volksverdrummung.

*\*Dieser Beitrag ist eine leicht geänderte Fassung eines Vortrags, den der Autor unter dem Titel „Historische Grundlagenforschung und die Rolle der Akademien“ im Jahre 2016 bei der „Festveranstaltung anlässlich der Vorstellung der 2016 neu gewählten Mitglieder“ an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gehalten hat. Dadurch erklärt sich die besondere Berücksichtigung der Rolle der Akademien.*